

Die Dächer von Berlin

Erst als ich mich selbst auf der anderen Seite wiederfand verstand ich, dass die DDR meine Heimat war. Mir fehlt die Utopie. Leide ich an Ostalgie?

Roman Pawlowski im Gespräch mit **Armin Petras**, Regisseur, Autor und Intendant des Maxim Gorki Theaters Berlin.

Wo waren Sie vor 20 Jahren, als die Berliner Mauer fiel?

- Im Bett.

Nicht am Brandenburger Tor?

- Nein, obwohl in der Nähe davon, in Westberlin. Wir wohnten im Arbeiterbezirk Neukölln, meine Frau war damals im neuen Monat schwanger. In der Nacht, als die Bewohner Ostberlins die Grenzübergänge stürmten, pilgerten meine damaligen Freunde aus dem Osten in unsere winzige Wohnung und wollten unbedingt mit uns Sekt trinken. Ich jedoch war müde und wollte schlafen.

Was haben Sie damals empfunden?

- Das war nicht die beste Zeit in meinem Leben. Eineinhalb Jahre zuvor ging ich aus der DDR in den Westen. Ich fühlte mich schlecht in Westberlin. Ich erwachte erst etwa 1992. Erst dann drang zu mir durch, was tatsächlich passiert war.

Wie gelang es Ihnen, aus der DDR auszureisen?

- Ich wurde wegen staatsfeindlicher Tätigkeiten ausgewiesen. Ich hatte in Berlin meine eigene Theatergruppe, in der ganzen Stadt gab es nur zwei solcher unabhängigen Gruppen. Unsere Aufführungen fanden in Kirchen statt. Von Anfang an wollten sie mich loswerden. Zuerst wurde ich für das Leiten einer unabhängigen Theatertätigkeit aus der Theaterschule geworfen und dann aus dem Land. Das geschah am Tag vor der Premiere, die im Berliner Dom stattfinden sollte. Das Stück basierte auf Friedrich Höderlins „Empedokles“ und Heiner Müllers Drama „Wolokolamsker Chaussee“, in dem er mit dem Krieg und den Anfängen der DDR abrechnet. Zur Premiere wäre es sowieso nicht gekommen, da der Dom von 200 Stasiagenten umstellt war.

Haben Sie bereits früher an Emigration gedacht?

- Ja. Ich wurde in Westdeutschland geboren, dort wohnte ein Großteil meiner Familie, die ganze Zeit war ein Verlangen, aus der DDR herauszukommen. Aber erst, als ich mich auf der anderen Seite wiederfand verstand ich, dass die DDR meine Heimat war.

Was fehlte Ihnen am meisten auf der anderen Seite?

- Utopie.

Welche Utopie?

- Die Hoffnung auf Veränderung. Nicht im politische Sinne, sondern im rein menschlichen. Jeder Mensch braucht die Vorstellung, dass sich sein Leben in irgendeiner Weise ändern wird, sich zum Besseren wendet. Die Idee der Veränderung steckt in der Menschheit seit Anbeginn der Zeit. Täglich wache ich mit dem Gedanken auf, dass ich eine Chance auf Veränderung habe. Wenn diese Chance fehlt, verliere ich die Motivation zum Leben. Als ich mich auf der anderen Seite wiederfand verstand ich, dass sich das Gesellschaftssystem in den nächsten paar hundert Jahren nicht ändern wird.

Aber schafft nicht gerade der Kapitalismus seine eigene Utopie? Gibt nicht die Idee von Persönlichkeitsrecht, der Glaube an einen freien Markt und an Demokratie Hoffnung auf Veränderung?

- Die einzige Utopie im kapitalistischen System, die ich erkennen kann, ist die Anhäufung von Gütern und Geld. Natürlich kann man nicht sagen, dass es nichts zu tun gäbe. Wir stehen vor großen Problemen, die die Ökologie, die Klimaerwärmung und die Dritte Welt betreffend.

In der heutigen Gesellschaft kann jedoch jeder für sich individuell seine eigene Utopie erschaffen. Es existiert kein gemeinsames Projekt.

Das gemeinsame Projekt der kommunistische Utopie kostete Millionen von Opfern.

- Mir ist bewusst, dass das Wort Utopie negative Assoziationen hervorruft. Aber der Mensch ist kein Tier, das nicht daran denkt, was ihn am nächsten Morgen nach dem Erwachen erwartet. Uns begegnen jeden Tag Fragen. Wir können nicht vor Problemen, die die gesamte Gemeinschaft betreffen, flüchten. Ich würde es so formulieren: Ich habe Träume und ich würde sie gerne mit anderen Leuten teilen.

Während Sie in der DDR lebten, war Ihnen da bewusst, dass der Kommunismus den Menschen so viel Böses zufügt?

- Ja und Nein. Viele Dinge wusste ich nicht, z. B. wie sehr die Stasi in unserem Leben präsent war. Ich wusste nicht, dass sich unsere Wirtschaft in einem so dramatischen Zustand befand. Andererseits begegnete ich einem System der Repressionen, ich saß im Gefängnis, obwohl ich nicht zur Gruppe gehörte, die am stärksten verfolgt wurde.

Und wofür saßen Sie?

- Für politische Sachen, aber auch für verschiedene Jugendsünden. Ich war ein Punk.

Haben Sie nach Jahren die Anwesenheit eines Agenten in Ihrer Umgebung entdeckt?

- Zwei meiner sehr engen Freunde aus dem Theater waren Mitarbeiter der Stasi. Sie haben mir selbst davon erzählt. Ich habe die Akte noch nicht eingesehen, obwohl diese Möglichkeit besteht. Ich möchte dieses Wissen von mir fernhalten.

Warum?

- Dieses Wissen hätte mit Sicherheit Einfluss auf unsere Beziehung. Aber das heißt nicht, dass ich mich von der Vergangenheit abwende. Einer dieser Kollegen, der Schauspieler Thomas Lawinky, schrieb das Stück „Mala Zementbaum“, basierend auf seiner Biografie. Während des Wehrdienstes wurde Thomas durch die Stasi angeworben und war ab 1987 bis zum Fall der Mauer unter dem Pseudonym „Beckett“ tätig. Das Stück führten wir 2007 im Gorki Theater auf. Das war unsere Art mit der Geschichte abzurechnen und zugleich eine Form der Versöhnung. Thomas war nicht nur Co-Autor des Stücks, sondern trat auch darin auf. Gemeinsame Arbeit ist immer eine Form der Versöhnung mit einem anderen Menschen.

In Polen ist die sog. „Lustracja“ (Lustration) - die per Gesetz verfügte Enthüllung von Geheimdienstkontakten in bestimmten Berufsgruppen [Anm. KM] - seit einiger Zeit Gegenstand heftiger Diskussionen. Wie ist Ihre Einstellung zur Offenlegung von Geheimdienstakten?

- In einer demokratischen Gesellschaft muss es möglich sein, dass jeder Bürger alles lesen kann, was über ihn in den Archiven gesammelt wurde. Das ist eine Form der Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit. Ob jemand von dieser Möglichkeit Gebrauch macht, ist seine persönliche Angelegenheit.

In den letzten 20 Jahren wurde viel über die politischen und ökonomischen Konsequenzen des wiedervereinigten Deutschlands geschrieben und gesagt. Wie bewerten Sie, aus der Perspektive eines Autors, der über Bewohner der ehemaligen DDR schreibt, die emotionalen und psychischen Folgen?

- Das ist ein Thema für die ganze Nacht. Das wichtigste, scheint mir, ist die Infragestellung von Werten und erlangtem Wissen im vorherigen System. Das, was Einer gelernt, woran er sich gewöhnt hat, was ihm vertraut war, verlor plötzlich, nach dem Fall der Mauer, an Wert oder wurde ins Gegenteil gekehrt. Das war besonders für meine Generation schmerzhaft, für die der Fall der Mauer zu einem entscheidenden Moment in ihren Leben wurde. Unser bis dahin erworbenes Wissen, Hochschulabschlüsse, erlernte Berufe - und plötzlich, im Moment der Systemänderung, befand sich unser Leben am Rande des Abgrunds. Entweder gab es Berufe, die wir erlernt hatten, überhaupt nicht mehr, oder das Studium, das wir abgeschlossen hatten, zählte plötzlich nichts mehr. Im Moment, in dem wir mit dem Erwachsenenleben

beginnen sollten - etwas endet und etwas beginnt - , mussten wir eine bestimmten Lebensabschnitt wiederholen.

In dem in Krakau vorgestellten Stück „Heaven“ erzählen Sie von Bewohnern einer Provinzstadt in der ehemaligen DDR, die sich als entbehrlich in der neuen Wirklichkeit herausstellen. Zwei Protagonisten in ihren Fünfzigern, ertragen den Druck nicht und entschließen sich dazu, Selbstmord zu begehen.

- Das ist nicht nur ein Problem älterer Leute. Ich habe bei mir im Theater viele junge Praktikanten aus den östlichen Bundesländern, die um die zwanzig sind und das alte System gar nicht mehr kennen sollten. Trotzdem steckt es immer noch in ihnen und ständig kann man den Unterschied fühlen, wer in welchem Teil Deutschlands aufwuchs. Mir scheint, dass dieser Unterschied erst dann verschwindet, wenn eine völlig neue Generation heranwächst.

Sie selbst haben sich jedoch, trotz Ihrer DDR-Abstammung, in der neuen Wirklichkeit zurechtgefunden. Sie wurden zu einem bekannten Regisseur, Autor und Theaterleiter. Gleichzeitig machen Sie Stücke über Leute, denen dies nicht gelang: entlassene Arbeiter ehemaliger sozialistischer Betriebe, Rentner, orientierungslose Jugendliche in der DDR-Provinz. Warum?

- Ich sehe das anders. Die Protagonisten meiner Stücke sind nicht orientierungsloser im Leben als ich selbst. Und manchmal schaffen sie es sogar besser, in der Wirklichkeit zurechtzukommen. Aber natürlich kann man den Systemwechsel auch aus einer anderen Perspektive betrachten. Im Chinesischen setzt sich das Zeichen für „Krise“ aus zwei Elementen zusammen; eines bedeutet wortwörtlich „Weg“ und das andere „unlösbares Problem“. Viele Leute sahen im Umbruch eine Chance für eine positive Veränderung im eigenen Leben. Für einen Dramatiker ist dies ein wunderbares Thema.

Inwieweit sind die Erfahrungen der Leute aus dem östlichen Europa universell und verständlich für das Publikum außerhalb unseres Kulturkreises?

- Die Erfahrung der Bewohner Ostdeutschlands, welche ihr Leben auf den Trümmern der vorherigen Welt, von Null an aufbauen mussten, könnte allgemein eine Metapher menschlicher Existenz sein, Tod und Wiedergeburt. Ich habe viele Aufführungen meiner Stücke in unterschiedlichen Ländern gesehen: in Brasilien, Argentinien, Russland, auf Kuba. Die Leute fanden ihre eigenen Erfahrungen in ihnen wieder.

In Krakau gab es einst eine Maxim-Gorki-Straße; den Namen trägt auch das Theater, das Sie leiten. Nun existiert sie nicht mehr. Anfang der 90er Jahre änderten die Stadträte den Namen in Andriej Sacharow um. In Polen haben wir seit kurzem ein Gesetz, das die Verwendung kommunistischer Symbole verbietet. Kann man den Kommunismus aus dem Gedächtnis unserer Gesellschaften löschen?

- Nein, nichts kann man löschen. Es ist, wie schon Freud meinte: Das, was man zu verdrängen versucht, kehrt in anderer Form zurück.

Sichel und Hammer waren die Symbole der Diktatur und Zeichen des Todes für Millionen Menschen. Gorki erfüllte eine Propagandafunktion für Stalin. Ist das nicht ein ausreichender Grund für eine Umbenennung?

- In Deutschland würde ich einer solchen Auslöschung nicht zustimmen. Polen hat eine andere Geschichte, für einen langen Zeitraum existierte es gar nicht als Staat, mühte sich um seine nationale Identität. Deshalb werden gewisse Dinge hier völlig anders betrachtet.

Und in Berlin hat sich niemand bemüht, den Namen Maxim Gorki Theater nach 1989 zu ändern?

- Ich erhielt einmal einen Brief von einem Professor aus Italien, der eine Namensänderung des Theaters forderte. Das war der einzig Fall. In Ostberlin haben wir andere Probleme, die Stadtregierung versucht mit allen Mitteln alles zu zerstören, was in irgendeiner Weise an die Kultur oder Geschichte der DDR erinnert. Ein Beispiel ist der Abriss des Palastes der Republik. Die Stadtregierung traf die Entscheidung, obwohl 90 % der Einwohner des

ehemaligen Ostberlins dagegen waren. Heute versuchen viele Leute, Erinnerungen an die frühere Kultur Berlins und der DDR zu verstecken.

Gibt es etwas, das Sie aus DDR-Zeiten vermissen? Etwas, von dem Sie nachts träumen, das es aber heute nicht mehr gibt?

- Natürlich, mir fehlt das Laufen über die Dächer. Als junge Leute verbrachten wir viel Zeit auf den Dächern der Wohnhäuser. Im Sommer schliefen wir sogar auf den Dächern. Heute ist das absolut verboten. Und noch etwas: im Stadtteil Friedrichshain in Ostberlin, wo ich wohnte, schlossen die Leute die Türen nicht ab.

Aus dem Leben einer der schrecklichsten Diktaturen möchten Sie vor allem die Momente der Freiheit und Sicherheit im Gedächtnis behalten?

- Im damaligen System war alles ambivalent. Einerseits war es schrecklich, andererseits in einem gewissen Sinne schön. Heute, wenn jemand versucht, eindeutig die negativen Aspekte dieser Zeiten in Frage zu stellen und nur die guten Dinge erwähnt, wird man der Ostalgie beschuldigt – der Nostalgie nach der DDR. Aber das ist nur eine Seite der Medaille. Kommunismus, wie wir ihn durch das Prisma jugendlicher Erfahrungen erinnern, ist nicht so bedrängend, wie ihn die Geschichtsbücher darstellen.

Und dort, wo Sie heute wohnen, schließen die Leute die Türen ab?

- Ja, obwohl man sie auch offen lassen könnte. Ich wohne in einem kleinen Ort mit nur 20 Häusern. Alle kennen sich und außerdem herrscht in der Gegend eine so hohe Arbeitslosigkeit, dass keine Fremden dorthin fahren. Wir fühlen uns sicher, aber aus anderen Gründen.

Immer mehr junge Leute denken heutzutage über eine radikale Veränderung nach. Zwanzig Jahre nach dem Sturz des Kommunismus leben Parolen der sozialen Revolution auf, Gleichheit, Solidarität, Fürsorge des Staates. Vielleicht kehrt ja die Utopie, die Ihnen so fehlt, zurück?

- Das wird das Thema meines neuen Stückes sein.

Armin Petras: Mir fehlt das Laufen über die Dächer und dass früher die Leute die Türen nicht abgeschlossen haben.

Armin Petras (geb. 1964) einer der bekanntesten deutschen Theaterregisseure, seit 2006 Chef des Maxim Gorki Theaters in Berlin. Geboren in Meschede in Nordrhein-Westfalen, 1969 zog er mit der Familie in die DDR, wo er bis 1987 wohnte. Seit den 90er Jahren schreibt er unter dem Pseudonym Fritz Kater Stücke, die der Teilung Deutschlands sowie der deutsch-deutschen Auseinandersetzung gewidmet sind. Am bekanntesten ist die DDR-Trilogie: „Fight City. Vineta“ (2001), „zeit zu lieben zeit zu sterben“ (2002), „WE ARE CAMERA/ Jasonmaterial“ (2003). Alle drei Stücke wurden am Hamburger Thalia Theater uraufgeführt. Das Stück „Heaven (zu tristan)“ von Kater/Petras wurde am 21. November im Sary Teatr im Rahmen eines gemeinsamen Projektes des Maxim Gorki Theater und des Sary Teatr präsentiert. Im kommenden Jahr soll eine Auswahl an Stücken von Fritz Kater im Krakauer Verlag Panga Pank erscheinen.

Erschienen in: Gazeta Wyborcza (Polen), 11.12.2009

http://wyborcza.pl/1,75480,7346697,Dachy_nad_Berlinem.html?utm_source=Nlt&utm_medium=Nlt&utm_campaign=1014408